

Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Bradvogel.

(19. Fortsetzung)

Fortsetzung des vorherigen

„Immer häufiger sprach Marberg von seiner unglücklichen Ehe, immer deutlicher von seiner erwachenden Leidenschaft für Olga. Er war ihr vor ... er dachte sie an ... er machte sie vor Vertrauten seiner literarischen Pläne und Ideen. ... Sie, die ja aus Eigenem gar nichts zu geben hatte, gar nichts wollte, sagte sich ihm schnell an, daß er gar nicht mehr merkte, wie sie nur eine leere, hübsche Frau war, der er allein den Inhalt gab, der ihn dann wieder enttäuschte ...“

Doch auch eine ganz persönliche Schattierung ihres Wesens gefiel ihm, und zwar gerade das, was Doktor Braumann zuerst betonen gemacht hatte. Frau von Marberg war eine fester geistig-orientierte Witwenfrau, die mit ihrem Drang nach Sauberkeit und Märrigkeit die den anderen Leuten das Leben schwer machte; wegen eines schiefgeraden Stuhles, eines verengten Küchenaufhens, einer zerbrochenen Tasse konnte sie Eenen aufschlagen, die das ganze Haus erschütterten, und sie begriff nie, warum ihr Mann nicht mitten im Satz an hören konnte zu schreiben, wenn doch schon die Suppe auf dem Tisch stand. Dagegen sehr mangelhafter Ordnungssinn erschloß ihm daher wie eine Erleuchtung von der knarrenden Weichheit der Hauswirtschaftsmaßnahme, wie ein neuer Beweis für ihre geistige Bedeutung. — „Frau Olga, bei Ihnen ist gar kein Hauswesen!“ sagte er wohl scherzend.

„Beschäftigt?“

„Sie haben mich für ein Uhr zu Tisch geladen, nun ist's schon einviertel Uhr!“

„Mit einer Keinen, bodmütigen Bewegung warf sie den Kopf zurück.“

„Was, die'se Minutenhüberei überlasse ich den Frauen, die nicht's anderes zu denken haben, als ihren euen, kleinen Kretel!“

„Was, da haben Sie recht. Es gibt nicht's Sprechlicheres als die'se Zeitbedanten! Sehen Sie, meine Frau behauptet nun Weisheit immer, das Besen würde schlecht, wenn es lange steht ...“

Diga lächelte in milder Herablassung.

„Da, das behaupten alle Frauen, die von einer höheren Art der Küchenfratze (sie betonte dies Wort, das ihr sehr gefiel) keine Meinung haben! Man stellt die Speisen einfach in heißes Wasser, da halten sie sich Stundenlang!“

Da Marberg zu jenem Blick noch nie eine Leber oder ein Soufflee gegessen hatte, die seit Stunden in heißem Wasser standen, so war er überzeugt und entsetzt.

„Ich sag's ja immer, eine geistliche Frau weiß alles! Nur die Dummen sagen einen mit die'm vermaldeiten Hauswesen, das es Wunder was wäre!“

Als er nun erst beim Essen im Stichtag zwei kleine Omeletts erbat, über die Diga großartig meckerte, dachte er, daß das Leben mit dieser Frau einem heiteren Mäntelchen gleichen müßte, über den jede Leber hinweggehen, von denen man nie gewußt, bei dem man alle Erdenschwere verliert und in seinem Raufsch in den Himmel hineinzufliegen möchte. Wie's dann kam, wußten sie beide nicht recht, — aber plötzlich lag er vor ihr auf den Knien, küßte wild ihre Hände, schwor, daß er ohne sie nicht mehr arbeiten noch leben könne, und daß sie die Seine werden müsse —

Diga war hocherfreut. Alles war gerade so gekommen, wie sie sich's angedacht hatte.

Sie hatte sich im stillen schon alles zurecht gelegt, auch mit Mama öfters davon gesprochen, wenn auch nicht gar zu viel, denn Mama war in gewissen Dingen doch etwas rückständig, glaubte zum Beispiel nicht recht an die Leichtgläubigkeit der Gegenwart. Olga war aber ja, Gott sei Dank, ein moderner Mensch, wußte in solche und überlegenem Verstande Weisheit und hatte sich also die Sache wohl über-

legt. Wenn die Frau nicht gutwillig zustimmte, so blieb noch der Paragraph von der „Unmöglichkeit, die eheliche Gemeinschaft fortzusetzen“, auf den die Dichter setzen konnte. Ein gewisser Mensch konnte einfach keine Gemeinschaft haben mit einer Gans, die nicht einmal wußte, daß Speien sich im heißen Wasser stundenlang halten —

Während des Eheungsprozesses wollte Olga fortgehen, vielleicht an die Riviera ... denn es würde natürlich gerettet werden und es war besser, wenn man dem aus dem Weg ging. Dinn Mädchen ... Heirat ... glanzvoller Aufstieg ... eine große Wohnung die Dienerstadt ... August ... Sie schloß beglückt ... die Augen und hörte aus weiter Ferne wieder ein ach! so lange verstimmtes, silbernes Klingeln.

Werkwürdigerweise ging's aber mit der Scheidung nicht voran. Marberg war zerstreut und verschlossen, wenn sie vorsichtig davon zu sprechen begann, so daß sie bald den Eindruck gewann: „Er ist die'r Sache nicht gewöhnt, er ist schüchtern, zaghaft, wie Dichter eben in praktischen Dingen zu sein pflegen. Hier muß die Hand einige Augen und tüchtigen Hand eingreifen, um ihn zum Glück zu führen!“ Ihre Phantasie, die sie in der letzten Zeit noch mit allerlei verlegenen Dramen und Romanen geschäftigt hatte, flog wieder einmal mit ihr davon. Sie wollte eine persönliche Ausprache mit Frau von Marberg haben, „von Weis zu Weis“. Es war ja auch gar nichts Ungewöhnliches mehr, daß zwei Frauen sich in selbstlicher Güte um einen Mann einigten, es kam nur darauf an, die rechten Worte zu finden, um die'se kleine Gans zu zähren und zu überzeugen, daß sie ihrem Mann nicht länger im Weg stehen dürfte.

Diga zog sich ein elegantes schwarzes Kleid an, setzte einen schwarzen Federhut von glanzlosem Umfang auf ihr frischgeputztes blond, nach einem Ausbrennen voll Reismehl auf die Wangen, machte über die Wangen zwei rasche Halbmonde und überließ sich dem Weis der Hofe. Sie war sehr zufrieden mit ihrem Aussehen. Sie wußte ernst, wie es zu dem Schritt brachte, den sie da tat, und verfuhr sich genaug, um seine Ursache begriffen zu machen. —

Sie fuhr mit dem Borortung nach der Villenkolonie Gattung, wo Marberg eines der Puppenhäuser gemietet hatte, die wie Spielzeug in einem lauberen Garten vor einem Zaun hoher, schwarzer Tannen standen. Reizend sah es aus dem einsamen, aber Garten war natürlich noch ganz jung, Blüme schüßten. Aber Weis mit Marlein, mit Prätorien und Seliostrap blühten im bunten Duft und hinter dem Zaun sah man Gemütsesele und Obstbäume. Beide flüchteten wüchelten den hin und her — ein paar Kinder, die lachend und schreiend einander jasteten ...

Diga betrachtete das Haus eine Weile.

„Geh' neil!“ sagte sie, „aber hier bleiben wir nicht! Das ist 'neil genell!“ Ein Mann wie er gehört in ein anderes Weis ...“

Sie drückte auf den Knopf unter dem Spiegelblenden

Menschlichen, auf dem „von Marberg“ stand. Ein Mädchen mit erregten Wangen, weißer Schürze und Haubchen öffnete, nahm die Wirtinarte in Empfang, führte die fremde Dame über den geraden Kiesweg des Eingangs ins Haus.

Das Zimmer, in dem Diga etliche Augenblicke auf die Hans'raue war, war eine Art Garzefasion, nur mit roten Wandumhüllen und Watten eingerichtet. Eine alte japanische Bronzerose hing von der Decke herab, zartzerbeilte Blumen in malte vor den Fenstern, eine Schale frischer Blumen, wie sie im Garten blühten, stand auf dem Tisch. Daneben ein mit roten Tischdecken ausgelegter Tisch, ein Stuhl und ein Morgenstimmung.

Deshalb Diga absichtlich einen Tag gewöhnt hatte, an dem Marberg in Theaterangelegenheiten verweilt war, tat es ihr leid, daß er sie nicht neben seiner Frau setzen konnte.

Wante als er es für die kulturelle Bedeutung des Einjährigens nicht in Frage kommen. Es muß unbedingt in der eine Form der Berufstätigkeit höherer Bildung gefunden werden, die in allen Bereichen, besonders auch im Kaufmannshand, wirklich sichtbar ist. Somit würde man nur zu schnell erfahren, wie schwer unser Wirtschaftslieben durch eine Senkung des Bildungsniveaus geschädigt würde.

Die mächtige Stellung, die sich Deutschland vor dem Kriege in der Welt erungen hatte, verdankte es hauptsächlich der harmonischen Zusammenarbeit von Kunst und Wissenschaft mit Handel und Industrie. Die „Einjährigens“ die sich vermehren wie er zu der Fortbildung überall einzuführen und einzuleben wußten, dienten als Vermittler zwischen Theorie und Praxis. Es war bisher unsere vielbeschworene, einzigartige Stärke, daß Handel und Industrie in den mittleren Stufen über eine große Menge gut geschulter Köpfe verfügten. Und das muß so bleiben.

Die Oberen sollen zusehen, daß das Gemeinwesen keinen Schaden leidet! Die Mahnung ist in künftigen Uebergangszeiten besonders wichtig. Mir scheint, daß die Begünstigung der Sozialisten für das Bildungswesen nicht ganz echt ist. Im Besonderen der heiligen Erziehung werden es die geliebten Kräfte nicht leicht haben, sich zu voller Blüte zu entfalten; leisten doch die idealen Kräfte nur selten eine so große Leistung, wie diese Arbeit. Dazu kommt, daß die Gleichheit der ersten Forderungen der Demokratie ist. Gleichheit der Menschen erreicht man aber am einfachsten, wenn man die Hochstehenden zu den Unteren hinabsieht. So wird man den geistigen Wohlstand wie den materiellen einleben. Nur nichts Uebertragendes dabei! Oder erscheint dieses Zukunftsbild zu schwarz? Jedenfalls wird man eingestehen müssen, daß die Uffsicht des Gemeinwesens bei den Massen vorherrschend, und die Massen bestimmen gegenwärtig unsere Geschichte. Auch in Fragen der Kultur!

Zu der Zeit, da man sich in England über das Anwachsen der deutschen Seemacht ängstigte, hieß der bekannte Politiker Lord Salisbury eine Rede, in der er seinen Landsleuten zurief: „Nicht die deutsche Flotte haben wir zu fürchten, sondern die deutsche Schule. Die last uns zum Vorbild für die unsrige nehmen!“ Welche Leistung unserer Schule mag er geneht haben? Welche er uns um unsere trefflichen Vertreter der akademischen Berufe? Nein, gewiß nicht; die hätten den edlen Verd nicht weiter beunruhigt. Ein wenig dachte er wohl an unsere Techniker, zumst aber — das ging aus der ganzen Rede hervor — an unsere Kaufleute, deren Tüchtigkeit ihm täztlich im eigenen Lande vor Augen stand. Die „Einjährigens“ hatten ihm die Hochachtung vor der deutschen Schule beigebracht. Und was tun wir jetzt? Wir verzichten auf die „Einjährigens“, und die Schule gestalten wir von Grund auf neu. Als ob wir den Engländern aus diesen letzten und größten Gefahren noch entziehen wollten, nachdem wir uns über sechs Jahren die Flotte ausgeschießt haben! „Nur ja!“ hieß die Verteidiger der „Neuerstellung“ einwenden; „eine Ueberziehung, wie beschliffen ja, an die Stelle der alten Schule etwas Besseres zu setzen!“ Aber dann muß man auch einen vollständigen Ersatz für den Bildungsjahr ausfindig machen, den letzter das Einjährigenszeugnis darstellt.

Gegenwärtig ist man in meisten Schichten unseres Volkes der Meinung, die geistige Arbeit sei früher viel zu hoch gemietet worden; vor allen anderen verdient der einen anständigen Lohn, der abends eine gewisse Stütze, „erzeugter Güter“ als Ergebnis seiner Arbeit vorzeigen könne. Das — um bei der Güterproduktion zu bleiben — die Maschinen, mit deren Hilfe die Güter erzeugt werden, angefaßt, berechnet, gerechnet, geprüft, verbessert werden müssen, wird als etwas Unentgeltliches, Selbstverständliches betrachtet. Die Produktionsmittel anzuerkennen, ist bei der Uebersetzung der Dinge eben die Aufgabe anderer Arbeiter. Wenn es sich so verhielte, dann hätte eigentlich niemand ein Interesse daran, seinen Sohn in eine höhere Schule zu schicken. Warum soll denn der „Unterster“ der Weg nach oben gebahnt werden, wenn es gar kein Oben gibt? Oder hält man die geistige Arbeit etwa für bequemer und zuträglicher als die körperliche? Der Gedanke, der trotz aller Gleichminderungsbestrebungen im Unterbewußtsein der Massen vorhanden ist, daß eine höhere Bildung leistungsfähiger macht und daher entsprechende Bezahlung verdient, ist richtig. Unbedingte Gleichheit kann man sich wohl in einem Regierera oder bei den Feuerländern vorstellen — und selbst da ist sie nicht durchgeföhrt —, bei einem Kulturoffizier ist sie unmöglich.

Um eine positive Ueuerung zu geben, würde ich etwa vorschlagen, daß solche, die sich das Weiszeugnis einer Real-

schule erworben haben, auf Grund ihrer besseren Ausbildung in allen Betrieben, welche es auch seien, eine höhere Vergütung zu beanspruchen hätten als die bei der jetzigen Volksschule Entlohnungen. Genau so, wie bei der Vergütung auch zwischen gelehrten und ungelehrten Arbeitern unterschieden wird. Ich denke mir vier verschiedene Gehaltsstufen, die unterste für „Volksschüler“, die zweite für die jetzigen „Einjährigens“, die dritte für „Abiturienten“, die vierte für „Akademiker“. Nach Beendigung der Lehrzeit müßte das vom festzulegende Mindestgehalt der jungen Leute eine gewisse Spannung aufweisen, je nach der Bildungsstufe, die erteilt worden ist. Nehmen wir beispielsweise an, der ehemalige Volksschüler bekomme 1800 Mark im Jahre, so würden dem „Einjährigens“ etwa 2400 Mark, dem „Abiturienten“ 3000 Mark und dem „Akademiker“ 3600 Mark zustehen. Auf die'se Grundlage würden dann die Gehälter allmählich weiter steigen. Aber jeder Angestellte, der sich durch Tüchtigkeit auszeichnete, könnte in die höheren Gehaltsstufen versetzt werden. Auch die am besten bezahlten Stellen müßten den ehemaligen Volksschülern zugänglich sein. Das Aufsteigen nach oben wäre den einzelnen Betrieben anheimzugeben, da sie das größte Interesse daran hätten, die tüchtigsten Leute in die verantwortlichen Stellen einzureihen. Selbstverständlich bliebe es auch das gute Recht eines jeden Geschäftes, höhere Gehaltsätze zu zahlen als die vom Staat festgesetzten Mindestlöhne, die nur für den Durchschnitt berechnet sind.

Je freier und vorurteilloser man bei der Beförderung aus einer niederen Gehaltsstufe in die höheren verfährt, desto besser; denn man würde damit nicht nur alle Angestellten ein langes Leben hindurch zu tüchtigen Leistungen anzuregen, anstatt sie an derjenigen Stelle festzuhalten zu lassen, man würde auch nachträglich noch denen einzigermaßen gerecht, die sich in der Jugend langsam entwickelten und denen unbilligerweise in viel zu frühen Jahren ihre ganze Lebensbahn vorgezeichnet werden soll. Bekanntlich sollen ja in Zukunft die Lehrer entscheiden, welche Kinder zum Besuch der höheren Schule zugelassen werden und welche auf der Unterstufe der Einheitschule, d. h. in der jetzigen Volksschule, zurückbleiben müssen. Davon, daß auf die Eltern ein Druck ausgeübt werden soll, die als gut beanlagte heranwachsenden Kinder gehend lange auf der höheren Schule zu belassen, war meines Wissens bis jetzt noch nicht die Rede.

Was endlich die Güte des Schillermaterials der höheren Lehranstalten anlangt, so darf man für die Zukunft einiges von dem jetzigen Zustand begabter Kinder erwarten. Man sollte jedoch die Hoffnung nicht überspannen, da die Leistungsfähigkeit der Schule ohne die Unterbringung der häuslichen Erziehung stets beschränkt bleiben wird. Dabei denkt ich nicht einmal an Hilfe bei den Aufgaben, sondern an den Geist, der im Hause herrscht. Der kann natürlich in einer armen Familie besser sein als in einer reichen; gewöhnlich haben aber Leute, die sich keine höhere Bildung gemöhnt haben, wenig Verständnis für geistige Arbeit. Und daran ist schon mancher Leber Keel gekheitert.

Ich weiß, mein Ausblicksmittel muß fast abentuerlich erscheinen im Vergleich zu der Einfachheit des Systems der Einjährigenschulen. Ich wollte einen Weg weisen, wie man bei den veränderlichen Verhältnissen in einem Wirtschaftslieben eine hinreichende Anzahl von Köpfen bilden könnte, die auf der alten Bildungshöhe stünden. Endet man einen besseren Weg zu demselben Ziel, so ist das selbst ja zu begrüssen. Ich sehe keinen anderen.

(Aus Heft 43 der „Gartenlaube“.)

Bunte Zeitung.

Offenbach, der Tugendretter. Bekanntlich hat Offenbach selbst nie gelacht, daß seine Tüchtigkeit die Vorstellungen seiner Operetten bewogen, weil er der Ansicht war, daß kein Operettenkomponist alles andere als eine moralische Bildungsnahrung für höhere Tugenden darstelle. Und diese Ansicht waise auch noch von unieren Großeltern geteilt, denen die Offenbachsden als sittengefährdende Schaustücke galten, vor deren Bekanntheit die heranwachsenden Tüchter unbedingt behütet werden mußten. Solche Bedenken erschienen uns heute als altfärrische Pruderie angesichts der Verwilderung der modernen Operette, moderner Offenbachs gewagte Raubentwürfe sah wie Gegenstände harmloser Familienliteratur an. Dieser Standpunkt macht sich eben auch die Direktion des Pariser „Theatre de la Gaite“ zu eigen, in der Zellungsstimmung für ihre Reinschreibung der „Schönen Helena“ macht sie sich sogar ein Verdienst daraus, in einer „Zeit, deren Uebersatproduktion auf die schwebungsbedingte Moral junger Mädchen leider so gar keine Rücksicht nimmt, ein Werk heraufgebracht zu haben, das dem theatralischen Unterhaltungsbedürfnis der Familie mit Mitteln Rechnung trägt, die dem Besuch des Theaters jedem jungen Mädchen gestatten“



